



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Simon: Schleiermacher als Patriot

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schleiermacher als Patriot

Don Konsistorialrat Professor Dr. Simon



ene stolzen Insulaner, welche viele unter euch so ungebührlich verehren, kennen keine andere Losung, als gewinnen und genießen, ihr Eifer für die Wissenschaften, für die Freiheit des Lebens und für die heilige Freiheit ist nur ein leeres Spielgesecht. So wie die begeistertsten Verfechter der letzteren unter ihnen nichts tun, als die nationale Orthodogie mit Wut verteidigen und dem Volke Wunder vorspiegeln, damit die abergläubische Anhänglichkeit an alte Gebräuche nicht verloren gehe, so ist es ihnen eben nicht mehr ernst mit allem übrigen, was über das Sinnliche und den nächsten unmittelbaren Nutzen hinausgeht. So gehen sie auf Kenntnisse aus, so ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts anderes sein, als ein toter Buchstabe, ein heiliger Artikel in der Verfassung, in welcher nichts Reelles ist . . . Aus anderen Ursachen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblick ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Worte fast ihre heiligsten Gesetze mit Füßen treten. Die frivole Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, der witzige Leichtsin, mit dem einzelne glänzende Geister der erhabensten That des Universums zusehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, sondern sie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens bestimmt, beweist zur Genüge, wie wenig sie einer heiligen Scheu und einer wahren Anbetung fähig sind . . . Hier im väterlichen Lande ist das beglückte Klima, was keine Frucht gänzlich versagt, hier findet ihr alles zerstreut, was die Menschheit ziert, und alles, was gedeiht, bildet sich irgendwo, im einzelnen wenigstens, zu seiner schönsten Gestalt, hier fehlt es weder an weiser Mäßigung, noch an stiller Betrachtung. Hier muß sie (die Religion) also eine Freistatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten irdischen Sinn des Zeitalters.“

Welch scharfe, treffende Charakteristik der Nationen, wie aus den neuesten Erfahrungen unserer Zeit heraus geboren, enthalten diese Worte Schleiermachers in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ aus dem Jahre 1799; welche freudige, männliche Vaterlandsliebe klingt aus ihnen! Er gehört zu den Propheten, die in jenen trüben, dunklen Tagen unseres Vaterlandes den Stern der Freiheit sahen. Sein Bild als eines der wirkungsvollsten Patrioten aus der Zeit der Freiheitskämpfe, dessen Andenken wir noch heute Dank schuldig sind, wollen wir vor unserem Auge erstehen lassen.

Schleiermacher hat dem Gefühl in der Religion sein Recht erkämpft, ja die Religion mit dem Gefühl geradezu identifiziert. Wer nur hiervon wüßte und etwa die Reden über die Religion gelesen, an der Glut ihrer Empfindung und ihrer Formvollendung sich erfreut hätte, der könnte sich ihn vielleicht als ein empfindsames Gemüt mit weiblichem Unterton vorstellen, das gern mit anderen schönen Seelen, namentlich weiblichen Geschlechts, gefühlvolle Bekenntnisse tauschte. In der That hat es eine Zeit gegeben, in der für viele der große Theologe in dieser falschen Beleuchtung erschien. Und doch könnte kein Vorurteil törichter sein. Wie er mit glänzender, scharfer Klinge die Kämpfe des Geistes führte, so konnte er stahlhart in der Vertretung seiner Prinzipien sein. Das bewies er im Konflikt mit seiner Regierung gelegentlich des Streites um die neue Agende, in dem er kräftig für die kirchliche Freiheit auftrat. Das zeigte er auch als Patriot. Wie Fichte vom Katheder flammende Worte in die Herzen schleuderte und Arndt seine zündenden Lieder ins Volk sandte, so rief Schleiermacher von der Kanzel das deutsche Volk zu einer in Gott gegründeten Freiheit auf. „Den ersten politischen Prediger im großen Stil, welchen das Christentum hervorbrachte“, nennt ihn der Philosoph Dilthey. Einen Schatz idealer Güter hatte die Philosophie aus den Schächten des Denkens gefördert, die Poesie hatte das Höchste und Beste in Menschenherzen anklingen lassen. Aber es war ein kleines Geschlecht, dem die von unseren großen Geistesheroen geschaffenen Werte anvertraut waren. Der platte Vulgärrationalismus hatte die öffentliche Meinung gewöhnt, alles auf seine Nützlichkeit hin anzusehen, und dem philisterhaften gesunden Menschenverstand erschien eine in egoistischer Enge verkümmerte Glückseligkeit als das selbstverständliche höchste Gut. Man schwärmte in weichlichem Kosmopolitismus oder ruhte, wenn noch wie in Preußen etwas von nationalem Empfinden vorhanden war, auf den Lorbeeren einer größeren Vergangenheit. Den Traum selbstzufriedener Kümmerlichkeit hatte die Faust des korsischen Eroberers jäh unterbrochen.

In Schleiermachers jugendlichster Periode finden wir nichts von politischer Leidenschaft oder nur überhaupt von einem lebhafteren politischen Interesse. Er politisiert wohl über die französische Revolution, ja, er nimmt ihre Partei, wenn er auch ihre Auswüchse tadelt und ausscheiden möchte, „was menschliche Leidenschaft und überspannte Begriffe dabei getan haben.“ Doch allmählich reift sein Denken heran und findet den Standpunkt, von dem er einst kraftvoll in die politischen Wirren hinaustreten wird. Kant hatte dem unbedingten sittlichen Gebot, das der Mensch in seinem Inneren vernimmt, die gebührende Stellung im Geistesleben gegeben. Mit Kant hat sich Schleiermacher in der Zeit seiner Entwicklung eingehend beschäftigt, und der sittliche Ernst des Königsberger Weisen hat auf den heranreisenden Jüngling seinen Eindruck nicht verfehlt. Aber Schleiermacher gab dem Gedanken Kants von der Unbedingtheit der sittlichen Forderung eine originelle Wendung. Kant mußte nur von einem allgemeinen, von jedem einzelnen ein und dasselbe fordernden kategorischen

Imperativ: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte. Schleiermacher betont, obgleich dies mit der spinozistischen Grundrichtung seines Denkens sich schwer vereinigen will, der Allgemeinheit gegenüber das Recht und die Bedeutung der Individualität. Wohl trägt jeder eine unbedingt gültige sittliche Forderung in sich. Aber da jeder als ein besonderes Individuum mit eigenen Gaben und Aufgaben in Verhältnisse tritt, die für jeden andere sind, so stellt das unbedingte sittliche Gebot auch an jeden besondere Anforderungen, denen er zu genügen hat. Jeder einzelne ist eine besondere Offenbarung des einen, allgemeinen Weltgrundes. Was er als solcher ist, darüber soll er sich klar werden, das soll er erfassen und sein Besonderes in den Dienst der Allgemeinheit, des großen Ganzen stellen.

Daß, wer der Allgemeinheit dienen will, sich zunächst seiner Pflichten gegen den Staat erinnern muß, daß der Staat ein sittlicher Organismus von unauflöslichem Werte ist, das ist ihm allmählich immer klarer geworden. Es lag den Anschauungen der Zeit, in welcher er aufgewachsen war, nahe, den Staat mehr nur als ein notwendiges Übel zu betrachten, eine Beschränkung, welche das Individuum sich um anderer Vorteile willen gefallen läßt, und man war geneigt, denjenigen Staat für den besten zu halten, den man am wenigsten empfindet. Gerade die Unterdrückung und gewaltsame Zerreißung des Staates durch äußere brutale Gewalt ließ den Besten der Zeit und ließ in Schleiermacher das Gefühl von dem Werte des Staates und von der Notwendigkeit der freien Hingabe an den Staat mächtig auflösen: besser für den Staat sterben, als unter fremder Willkürherrschaft staats- und heimatlos leben.

Gott ist die große Einheit, der das Individuum zum Dienst verschrieben ist und wer an die Zusammenfassung von sittlichen Gütern und Werten, Staat genannt, sich mit ganzer Kraft hingibt, der dient Gott. Während daher Schleiermacher in den Reden noch mit schroffem Radikalismus Religion und Staat trennen zu müssen glaubt, so ist es ihm nun eine Hauptangelegenheit seiner Predigt, die enge Verbindung von Religion und Patriotismus zu betonen, im Namen der Religion seine Hörer zur Hingabe an den Staat zu entflammen. „Alle, die Gott zu etwas Großen berufen hat in dem Gebiete der Wissenschaften, in den Angelegenheiten der Religion, sind immer solche gewesen, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhängen und dieses fördern, heilen und stärken wollten“, das ist jetzt der Grundton seiner patriotischen Predigten. „Es ist nicht richtig“, so sagt er in einer Predigt, die kurz vor Einführung der neuen Städteordnung gehalten wurde, „zu sagen, die allgemeine Bürgertugend sei unabhängig von Frömmigkeit.“ Das Wesen der Religion ist Mut, ist Liebe, ist Freiheit. Es ist Mut, das Gegenteil von Furcht: also tut ein wahrhaft frommer Bürger seine Pflicht nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus tieferem Grunde. Es ist Liebe, also das Gegenteil von Selbstsucht: also enthält sich ein frommer Mensch aller kränklichen, weichlichen, trübseligen Eingezogenheit und tritt freudig hervor für das Wohl der Gesamtheit. Es ist

Freiheit, das Gegentheil von Knechtsinn: also ist der wahrhaftige Mensch ein Mann des Fortschritts, frei sogar von dem Buchstaben biblischer Gebote, wieviel mehr von der politischen Formel. Gegen die jammervolle Gefinnung eifert er in einer anderen Predigt, den engherzigen Egoismus, der bei der allgemeinen Noth des Vaterlandes noch guter Dinge war, so lange es dem eigenen Ich und Stande noch wohl ging, und nun klagt, wo ihm Besitz und Genuß ins Kärgliche zusammenschrumpfen. Gegen die Philisterseelen mit ihrem engen Gesichtskreis, welche keine lebendige, an das große Ganze hingeebene, opferfreundige Liebe kennen, wendet er sich: Unwürdig ist der vaterlandslose Mensch, ihm ist es versagt, zu Gott und den Menschen ein ehrliches Verhältnis zu gewinnen. Der Kosmopolitismus, der seiner Zeit im Blute lag, ist im Grunde auch nichts als Egoismus. Gegen den Kosmopolitismus der Gelehrten streitet er, die vor allen im Geruch stehen, Weltbürger zu sein. Wir sollen aber und wir wollen das belehrende, das strafende, das warnende Gewissen der Nation sein, wollen allen voranleuchten in tätiger Liebe und Treue, in unerschütterlicher Festigkeit, in bescheidenem Sinn, in Nichtachtung eigener Gefahr! Aus der Niedergeschlagenheit und Apathie, welche seine Mitbürger angesichts des allgemeinen politischen Unglücks ergriffen hat, möchte er sie aufrütteln. Mut darf nicht das Monopol der Soldaten sein: „Es ist eine höchst verkehrte Meinung, so weit verbreitet sie auch sei, den Mut nicht für eine allgemeine, notwendige Tugend zu halten, sondern nur für eine besondere Fertigkeit, die in sich auszubilden und für alle zugleich auszuüben nur einigen gebühre, wogegen alle übrigen, welche nicht diesem Stande angehören, der sich den Mut zu seinem Geschäfte gemacht hat, sich ohne Schmach und Schande einen gewissen Grad von Feigheit zugestehen dürften.“ Mit Freudigkeit ermuntert er zum Krieg: ein mit einem reinen Gewissen geführter Krieg, er ende, wie er wolle, wiegt mehr als alle äußere Ruhe des Geschäfts oder des Rentengenusses. In alle Winkel des Herzens seiner Zuhörer verfolgt er diesen Geist der Furcht, der vor sich selber nach Entschuldigungsgründen sucht. Zu allen Zeiten war es die Art der Feigheit, sich nach Sündenböcken für öffentliches Mißgeschick umzusehen und sich hinter ihrer Schuld zu decken. Demgegenüber führt er in der Predigt über die Benutzung der öffentlichen Unglücksfälle aus, wie in den Fehlern der Feldherren, der Truppen, der Regierung nur die Schuld des Ganzen an den Tag komme. Sogar in den Mantel der Pietät kann sich eine derartige Feigheit hüllen: „O, wenn der große König noch da gewesen wäre, so würden wir diesen Zustand der Herabwürdigung nicht erfahren haben. Er hätte nicht so weit anwachsen lassen die Macht, die uns drückt; seinen Adleraugen würden schon längst nicht unbemerkt geblieben sein die Fehler und Mißbräuche, ohne die wir nicht so leicht wären zu überwinden gewesen; und sofern jetzt noch Rettung und Wiederbringung möglich wären, würde er sie noch durch die Kräfte seines gewaltigen Geistes herbeizuführen wissen.“ Friedrich der Große war der Mann seiner Zeit und könnte unserer Zeit nichts nützen, wenn dies Geschlecht sich nicht

aufrafft. Ohne sein Volk vermag auch der König nichts. Wir beschimpfen unsere Väter, wenn wir alles dem einen Mann zuschreiben möchten. Es gibt eine verfehlte Anhänglichkeit an das, was vergangen ist, und gerade diese Pietät ist eine Quelle unseres Unglücks geworden. „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie nicht glauben, ob auch jemand von den Toten aufstünde.“ Aus diesem Pessimismus, der nur in der Vergangenheit die Größe steht, ruft er sein Volk auf zu kräftigem Selbstvertrauen. Gerade die Tage des Unglücks zeigen uns jetzt viel Großes und Gutes in unserem Volke. Und das ist nicht über Nacht gewachsen. Es war da, aber wir achteten es nicht. „Sind diese gegenwärtigen Zeiten der Prüfung schlechter, als die vorigen, wo wir ungeprüft nur in der Einbildung größer waren? Oder müssen wir nicht gestehen, daß, wie es zuvor einen Reichtum gab, der nur Schein war, so auch jetzt einen Verlust, der nur Schein ist?“ Reißt er der Feigheit unbarmherzig die Maske der Pietät ab, so achtet er ebensowenig den Schein einer neu erwachten Frömmigkeit, die nur ein Angstprodukt ist. Die Kirchen, die bis dahin noch Platz genug hatten, sind jetzt übervoll. Aber der Prediger kann sich nicht darüber freuen. Der geringere Zuspruch von gestern und ehegestern konnte als Ausdruck größerer Wahrhaftigkeit gelten. Bei ehrlichen Leuten wurde der vorgebliche Wert kirchlicher Übungen vielfach außer Geltung gesetzt und gezeugnet. Niemand durfte diese deshalb verachten. Jetzt strömt alles Volk herbei. Aber die weichliche Stimmung der Seelen und das im Grunde egoistische Trostbedürfnis wird sich der tieferen Erfassung des Christentums wahrscheinlich eher hinderlich erweisen. Ein Feind jedes Pharisäismus, auch des nationalen, lehnt er allen falschen, aus Einbildung und Selbstüberschätzung stammenden Trost im Glend rücksichtslos ab. Aber er glaubt an eine, durch die sittliche Weltordnung garantierte Mission des deutschen Volkes in der Geschichte. Unserem Preußenland gehört diese Bestimmung, und über Preußen hinaus dem gesamten Deutschland. Es ist der Ton, den wir Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation anschlagen hörten, der auch aus Schleiermachers Predigten klingt.

Der Geist freudiger Vaterlandsliebe weht auch aus seinen Privatbriefen. „Ich freue mich auf den Krieg mit dem Tyrannen“, heißt es in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1806. „Liebe Freundin“, so schreibt er ein andermal, „wenn dann Ihr König den Gedanken einer ernstlichen Verteidigung faßt, dann fassen auch Sie rechten Mut und geben Sie alles hin, um alles zu gewinnen, und rechnen Sie alles, was Ihnen erhalten ist, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gefinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei Preis gegeben zu sehen, und ihm eingepfist zu sehen die niedrige Gefinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein

allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Befinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache fordert, anschließen muß." Herrliche Worte, aus denen der Geist lodert, der sieben Jahre später das ganze Volk entflammte zum Entscheidungskampf, Worte, die es verdienten, in leuchtenden Lettern auch vor die Augen unserer Zeit geschrieben zu werden. „Geben Sie uns jetzt einen Knaben“, schreibt er an Henriette von Willich, „die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne . . . mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein.“ Und nach der Schlacht bei Jena tröstet er seinen Verleger und Freund Georg Reimer: „Die allgemeine Auflösung ist schrecklich, und man steht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige einzelne, unter ihnen obenan König und Königin hervorragen. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Kur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen, noch viel weniger vom nordischen Deutschland.“ Als Napoleon die Universität Halle aufgelöst hat, da teilt er dem Freund Willich den Schmerz mit über den Verlust seiner Kanzel und seines Katheders. Aber sein Blick ist in die Zukunft gerichtet: „Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst später aufgehen wird, aber die nur um so sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein.“ „Der Kampf“, so heißt es in einem anderen Briefe, „wird noch viel tiefer eingreifen müssen, wenn wirklich Heil und Leben aus dieser allgemeinen Zerrüttung hervorgehen soll. An dieser schönen Hoffnung halte ich mich, und auch der Tod soll sie mir nicht entreißen, wenn ich ihre Erfüllung selbst nicht erleben sollte.“ Er möchte dem König zum Trost ein gutes Wort sagen können über die Anhänglichkeit des besseren Teils der Nation, über den Mut für die gute Sache des Vaterlandes und über den Haß gegen die Niederträchtigkeit des Feindes. Des Schlechten höre der König gewiß genug, daß er auch einmal etwas Gutes hörte und Tröstliches. Doch tritt er ein für das freie Manneswort auch vor Königstronen und ist „grimmig auf die Leute, die nicht das Herz haben, dem Manne (dem König) die Wahrheit zu sagen; denn geschähe es nur auf die rechte Art, so würde er sie schon hören. Aber sie wollen leider nichts in der Welt als Schuhknechte spielen.“ Treu will er bis aufs letzte zu seinem Vaterlande und König stehen, doch sollte Preußen dem Unglück ganz unterliegen, so will er, so lange er kann, das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren. Napoleon hält er für einen Feind des Protestantismus, den er, wenn er die Obergewalt in Norddeutschland erränge, sicher

anfangen würde, zu verfolgen, eine Aussicht, die Schleiermacher eigentlich begrüßt, denn „dann würde ein Religionskrieg nach alter deutscher Art ausgebrochen sein; denn der ganze norddeutsche Sinn und unser ganzes wissenschaftliches Streben hängt am Protestantismus, und ich denke, es würde sich auch gezeigt haben, daß die Masse des Volkes so irreligiös nicht ist, als sie nach außen scheint.“

Was er anderen gepredigt und was er vertrauten Freunden in seinen Briefen kund getan hat, das hat er auch mannhaft durch die Tat vertreten. Als in Halle Napoleon nach der Schlacht bei Jena die Studenten vertrieben und den akademischen Unterricht unmöglich gemacht hatte, verließ Schleiermacher auch unter Entbehrungen auf seinem Posten, ja lehnte einen zweimaligen, ehrenvollen Ruf nach Bremen ab, der ihn aus all seinen Nöten hätte reißen können. Lediglich die Treue zu seinem König hielt ihn und die Hoffnung, in kommenden besseren Zeiten dem Vaterlande Preußen seine Dienste wieder leihen zu dürfen. Von dem Augenblick aber als in den Kirchen von Halle das Kirchengebet für den König von Westfalen und die Königin verordnet worden war, war es ihm unmöglich, wieder die Kanzel zu besteigen. Der Tilsiter Friede hätte ihm eine Fortsetzung seiner akademischen Tätigkeit in Halle nur unter der Fremdherrschaft möglich gemacht, darum verließ er die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit, um nach Berlin zu gehen, getreu seinem vorher geäußerten Grundsatz, daß er, so lange es noch irgend einen preußischen Winkel gebe, sich vor der Fremdherrschaft dahin zurückziehen werde. Professor an der Universität und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, stellte er sich in und außer seinem Beruf in den Dienst der vaterländischen Bewegung. Er war ein Anhänger der Steinschen Reformideen, und wir finden ihn öfter auf geheimnisvollen Reisen im Dienste eines Komitees oder einer Verbindung, welche hin und her im Lande den patriotischen Sinn zu pflegen und einen zukünftigen Krieg gegen den Erbfeind vorzubereiten suchte. Verschiedene Briefe aus jener Zeit, die nur dadurch verständlich werden, daß man gewisse Worte und Namen in denselben mit anderen, dem Empfänger bekannten, umtauschte, zeigen ihn in eifriger und bedeutungsvoller politischer Geheimtätigkeit, wenn er auch vielleicht nicht einer organisierten Geheimgesellschaft, dem sogenannten „Tugendbund“ angehört hat. Das alles geschah unter den Augen der französischen Besatzung, welche deshalb seine Predigten argwöhnisch überwachen ließ. Eines Tages wurde Schleiermacher sogar zu dem französischen Marschall Davoust zitiert, der ihm mit zwei anderen Berliner hervorragenden Männern, darunter dem Propst Hanstein, eine polternde Strafrede hielt. Er nannte ihn eine „tête ardente“, mußte aber nichts anderes vorzubringen, als ihn Schleiermacher immer wieder fragte, was er denn verbrochen habe, und die Sache endete ziemlich harmlos.

An der Berliner Universität, die als Hort vaterländischer Gesinnung in jener Zeit gegründet wurde, war es neben Fichte Schleiermacher, der dieser Hochschule das Gepräge gab. Hier konnte er die nationale Gesinnung in der

jungen Studentenschaft pflegen, und er hat viel zur Erweckung des Geistes der Freiheitskriege beigetragen, der endlich im Jahre 1813 die Ketten der Fremdherrschaft sprengte. Der Professor und Prediger Schleiermacher nahm an den Übungen des Landsturms eifrig teil. Uns, die wir an den Anblick organisierten Militärs gewöhnt sind, sind die alten gelehrten Herrn der damaligen Zeit, mit Gewehr und Patronentasche ausgerüstet, ein seltsamer Anblick — man denke an den Rektor Zipsel in Paul Heyjes Kolberg. So entbehrt es nicht einer gewissen Komik, wenn wir Schleiermacher, den etwas verwachsenen Mann, uns in der Landsturmausrüstung vorstellen sollen und aus seinen Briefen vernehmen, wie er mitten unter Anfällen von Magenkrampf den Befehl zum Ausrücken morgens um halb fünf Uhr auf den Tempelhofer Berg erfährt und voll Schreck ist, weil er keine Munition gekauft hat und nun am Sonntag die Läden geschlossen sind, oder wie er sich sorgt, die Parole versäumt zu haben. Aber in jener ernsten Zeit haben diese Gestalten vorbildlich gewirkt und die damalige Jugend begeistert.

Von seiten der preussischen Behörden fand Schleiermacher nicht immer Anerkennung für sein patriotisches Wirken. Schon im Jahre 1813 wurde er mit Kassation bedroht und von dem Rat Schuckmann des Hochverrats beschuldigt. In einem öffentlichen Sendschreiben (gegen Schmalz) mußte er sich gegen allerlei ungerechtfertigte Angriffe verteidigen. Als Redakteur des „Preussischen Korrespondenten“ hatte er einen heftigen Zusammenstoß mit der Zensurbehörde zu bestehen. Ja, es wurde ihm einmal der nachgesuchte Urlaub zu einer Erholungsreise in die Berge verweigert. Der Grund war der Argwohn, den einige Briefe von seiner Hand erregten, welche bei seinen Verwandten und Freunden gelegentlich einer behördlichen Beschlagnahme vorgefunden wurden. Im Jahre 1823 wurde Schleiermacher in eine Untersuchung wegen seiner politischen Haltung verwickelt. In einer würdigen, an den König selbst gerichteten Verteidigung beruft er sich auf den bisher bewiesenen Patriotismus. Er hebt hervor, wie er Berufungen ins Ausland aus Vaterlandsliebe ausgeschlagen, wie er auch immer seine Liebe zum Herrscher, die von der Vaterlandsliebe nicht zu trennen sei, bewährt habe. Seine Gebete als Geistlicher an heiliger Stätte für den König seien sicher nicht minder eifrig gewesen, als die irgendeines anderen Geistlichen der Hauptstadt, so daß seine Gemeinde wohl nicht die Empfindung gehabt habe, als ob ihm die Fürbitte für den König weniger von Herzen ginge, als irgendein anderer Teil seiner Amtsverrichtungen. „Nur, daß ich es immer verschmäht habe, dies Gefühl an heiliger Stätte mit schönen Redensarten auszuputzen. Ja, auch außerhalb meines Amtes in meinem Privatleben, bin ich immer mir einer aufrichtigen und innigen Teilnahme an allem, was die Person und das Haus des Königs betrifft, in meinem Herzen bewußt.“ Leute, welche auf einen untadelhaften Ruf bei den Behörden bedacht waren, zogen sich von Schleiermacher zurück und vermieden es, in Gesellschaft mit ihm zu verkehren. Ja, zeitweise glaubt er, Preußen verlassen zu müssen

und will auf einer Reise sich ein Stück Deutschland darauf ansehen, ob man da wohl leben könne, für den Fall, daß es schief gehe*).

Schleiermacher war kein eigentlicher Volksredner. Nicht die gewaltig dahin rauschenden Worte, mit denen Fichte seine Hörer zur Begeisterung fortriß, waren seine Gabe. Vielmehr in wohlgebauten aber langen Sätzen, die uns heute fremd anmuten und die wir oft zweimal lesen müssen, ehe wir ihren Zusammenhang fassen, im nüchternen Stil, der das Gepräge ernstest Denkens trug, sprach er zu seinen Hörern, nicht bloß im Kolleg, sondern auch von der Kanzel. Aber wir müssen bedenken, die Dinge, die er hier ausspricht, und die wir in kühler, historischer Objektivität betrachten, wogten damals in den Herzen und Köpfen, und auf die zu sonntäglicher Sammlung in das Gotteshaus gekommenen Hörer mußte diese ruhige, alles in das Licht des Gedankens rückende Art der Predigt klärend und beruhigend wirken. War es auch nicht die Volksmenge, welche er hierdurch erreichte, so sammelte sich doch eine auserwählte Gemeinde der Besten aus allen Ständen um seine Kanzel. Humoristisch schildert Schleiermacher sein Predigtpublikum: „Bunter ist wohl kein Auditorium: Herrenhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philologen und Philosophen, elegante Damen, und das schöne Bild vom heiligen Antonius muß mir immer vorschweben.“ So erzählt sein Freund Steffens von seiner Kanzelwirksamkeit: „Es gibt keinen, der wie er die Gefinnungen der Einwohner hob und regierte; Berlin ward durch ihn ein ganz andres. Sein mächtiger, frischer, stets reger Geist war einem kühnen Heere gleich in dieser trüben Zeit.“ Als Preußens größter Staatsmann geächtet im Schlitten über die Grenze fliehen mußte, da dachte er an die Neujahrspredigt Schleiermachers über das Thema: „Was der Mensch zu fürchten habe, und was nicht zu fürchten sei“, die er am letzten Neujahrstage noch mit den Seinen gelesen hatte, und „Stein sah die Sterne wieder.“

Uns, die wir im Stolze auf das deutsche Vaterland aufgewachsen sind, und denen es nun, in der Stunde der Gefahr doppelt zum Bewußtsein kommt, welche hohen Güter wir verteidigen, uns wollen die Gedanken Schleiermachers leicht als etwas Selbstverständliches vorkommen. So würde heute ein jeder reden müssen, der zu den Edlen seiner Nation zu gehören, Anspruch machte. So war es aber durchaus nicht in jener Zeit. Die großen Patrioten, die wir heute feiern, waren vielfach die Prediger in der Wüste. Wie wenig der vaterländische Gedanke zu dem selbstverständlichen idealistischen Höhenflug der damaligen Zeit gehörte, das sehen wir an Geistesheroen, wie Hegel, der Napoleon als die „Weltseele“ begrüßte, und an Goethes Verhalten zu Napoleon und zu nationalen Fragen. Wie ganz anders hat Schleiermacher die Hohlheit dieses Günstlings des Zufalls durchschaut, wenn er in einem Briefe aus dem Jahre 1807

*) Vgl. den Aufsatz „Schleiermacher in politischer Verfolgung“ von Prof. Wendland in Heft 19 des Jahres 1912 der Grenzboten.

es schon ausspricht: „Der Herrscher (Napoleon) hat zu wenig den Sinn eines Königs. Alles scheint mir darauf berechnet zu sein, einen unsicheren Emporkömmling durch Benutzung jedes niederen Interesses zu befestigen.“ Doch wir wollen mit dem, was uns an jenen Großen heute klein erscheint, nicht zu scharf ins Gericht gehen. In ihnen spiegelt sich der Geist ihrer Zeit. Hegel und Goethe entstammten und lebten damals in der Kleinstaaterei Mittel- und Süddeutschlands. Woher sollte ihnen das stolze Gefühl kommen, Deutsche zu sein? Schleiermacher war in preußischer Luft herangewachsen, sein Vater war preußischer Feldprediger. Hier glomm das heilige Feuer, wenn auch zunächst unter der Decke. Hier lebte der Geist, der nachmals ganz Deutschland ergreifen, der es zur Einheit, zu Ruhm und Größe emporführen sollte. Hier fanden die Auser, die das Morgenrot einer neuen Zeit verkündeten, den Widerhall, so daß ihre Stimme nicht im Leeren verklang. Was sie erstritten haben, wir durften es genießen. Ein heiliges Erbe haben sie uns hinterlassen, mögen wir es nicht verschütten. Mögen in der Not und Gefahr unserer Zeit uns die rechten Männer nicht fehlen!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Ludwig Steub von **Dr. Moys Dreyer**. 60. Band des Oberbayerischen Archivs für vaterländische Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein von Oberbayern. München, G. Franz.

Als ein Wanderer, der gesegneten Auges durch die Herrlichkeiten der Alpenwelt ging, lebt Ludwig Steub noch im Gedächtnis vieler, seine „Drei Sommer in Tirol“ sind unbergessen. Vielleicht kennt auch noch einer und der andere seine prächtige Dorfnovelle „Die Trompete in Es“ oder „Die Rose der Sewi“; an den Roman „Deutsche Träume“, eines der lebendigsten Dokumente des Jahres 1848, denkt niemand mehr, und doch mußte ihn jeder lesen, der jene Zeit studiert.

Wie sonst der Freund Fallmerayer's, Berthold Muerebach's, Gilms, später Felix Dahns, Scheffels, Bodenstedts und der ganzen Tiroler Sängergilde der vierziger, sowie der sechziger und siebziger Jahre im Leben stand, das wissen nur mehr wenige.

Nun ist es Moys Dreyers Verdienst, uns mit dem geistreichen Mann, dessen 100. Geburtstag vor drei Jahren gefeiert wurde, wieder bekannt zu machen. Seine Monographie tut das auf die allzuverlässigste Weise. Die bloße Vermutung hat bei dem Verfasser nirgends Raum, er schöpft überall aus den ersten Quellen. In einigen Kapiteln gibt er sogar zu wenig vom Eigenen dazu.

Mit besonderem Interesse wird der Leser in dem Abschnitt „Steub und das Deutschtum in Welschtirol“ verfolgen, wie energisch dieser immer im politischen Leben stehende Mann schon in den vierziger Jahren auf den Nationalitätentampf in Tirol hinwies, und wie es ihm gelang, um 1860 und 1870 durch Geldsammlungen für Errichtung deutscher Schulen in den „verlorenen deutschen Posten in Welschtirol“ zu wirken, während Oesterreich selbst damals noch keine Hand dafür rührte.

Steub ist der Vater der rhytischen Ethnologie; auch in die Sprach- und Namensforschung lockten ihn schon bei seiner ersten Wanderfahrt in Tirol die seltsam und wun-